

# Rezension

Röber, Ralph (Hrsg.): *Mittelalterliche Öfen und Feuerungsanlagen. Beiträge des 3. Kolloquiums des Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 62)* Stuttgart 2002. 208 Seiten, zahlreiche Abbildungen. ISBN 3-8062-1642-8.

Wiederum ist es dem Initiator des Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks, Ralph Röber, gelungen, die Ergebnisse des nunmehr 3. Kolloquiums in einer Publikation mit 12 Beiträgen vorzulegen. Das Kolloquium, 1999 in Konstanz abgehalten, widmete sich mittelalterlichen Öfen und Feuerungsanlagen. Mit einem umfangreichen Beitrag zu *Öfen und Feuerstellen in Handwerk und Gewerbe – mittelalterliche Realität und archäologischer Befund* leitet Ralph Röber in das Thema des Kolloquiums ein. Er verdeutlicht an vielen Beispielen, wie bedeutend die Nutzung des Feuers für Handwerk und Gewerbe selbstverständlich auch im Mittelalter (und der frühen Neuzeit) war und in welchem Maße es zur Herausbildung spezieller Öfen kam. Im Laufe der Publikation wird aber immer wieder deutlich, wie schwierig die Interpretation des archäologischen Befundes ist, und dass ein Ofen / eine Feuerstelle nicht immer eindeutig einem Handwerk oder Gewerbe zuzuordnen ist. In seinem Kapitel *Der archäologische Befund* verweist Röber auf diese Problematik, bevor er zahlreiche Beispiele für Öfen und Feuerstellen in der Metallverarbeitung, der Nahrungsmittelerzeugung oder –weiterverarbeitung, der Rohstoffgewinnung, des Töpferhandwerks und der Glasproduktion vorstellt. In diesen Ausführungen, die umfangreich mit Literaturzitate ergänzt sind, wird deutlich, wie unterschiedlich der Forschungsstand ist. Forschungen zu Glasöfen<sup>1</sup>, Töpferöfen<sup>2</sup> und Heizanlagen<sup>3</sup> sind zahlreich publiziert, Ausführungen zu Kalk- und Gipsöfen oder Darren findet man seltener<sup>4</sup>. Der große Bedarf an Öfen und Feuerstellen führte zu differenzierten Konstruktionen. Röber unterstreicht, wie wichtig die Dokumentation der Form und Hinweise auf die Höhe der erreichten Temperaturen für die Interpretation eines Befundes sind. Auch der Standort innerhalb einer Stadt oder eines Klosters gibt Hinweise auf die Funktion, während Befunde, die auf die Produktion weisen, zum Teil fehlen. Während die Einführung Ralph Röbers in das Thema umfassend, detailliert und dennoch stringent ist, sind die folgenden Beiträge in ihrem Charakter sehr unterschiedlich. Neben regionalen Überblicken und Vorstellungen bestimmter Ofentypen stehen Befundbeschreibungen, die sich manchmal im Detail verlieren.

Guntram Gassmann stellt *Mittelalterliche Eisenerzverhüttungsanlagen in Baden-Württemberg* vor. Die Eisengewinnung erfolgte in Mitteleuropa bis in das Mittelalter ausschließlich in Rennöfen, die Ausbeute an Eisen war aber relativ gering. Schachtöfen mit Schlackenabstich waren im gesamten Mitteleuropa verbreitet, Gassmann stellt frühmittelalterliche Anlagen aus Süddeutschland vor. Rennöfen ohne Schlackenabstich sind nur aus frühhalamannischer Zeit bekannt; sie stellen vermutlich ein lokal und zeitlich begrenztes Phänomen dar. Gassmann stellt anschließend technische Neuerungen des Verhüttungswesens während des Mittelalters vor und bringt Beispiele zur Nutzung der Wasserkraft, die in Süddeutschland urkundlich seit dem 14. Jahrhundert nachweisbar ist. Eine enorme Produktionssteigerung konnte schließlich mit der Einführung des Hochofens an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert erreicht werden.

Nicht zur Produktion, sondern der Erhöhung des Wohnkomforts dienten Öfen, die im folgenden Kapitel vorgestellt werden. Andrea Bräuning und Sophie Stelze-Hüglin erläutern *Drei Heizanlagen des ehemaligen Franziskanerklosters in Ulm*. Der Untertitel *Zur Entwicklung der mittelalterlichen Luftheizung* lässt zunächst erwarten, dass hinlänglich Bekanntes, durch Klaus Bingenheimer 1998 in einer Monographie Zusammengefasstes, an Einzelbeispielen wieder einmal vorgestellt wird. Die Neuinterpretation eines Befundes (Ofen A) zeigt aber, dass noch nicht alle Typen der Warm- oder Heißluftheizungen bekannt sind. Die zwischen

1 Steppuhn, Peter (Hrsg.), *Glashütten im Gespräch. Berichte und Materialien vom 2. Internationalen Symposium zur archäologischen Erforschung mittelalterlicher Glashütten Europas*. Lübeck 2003; Leiber, Christian: *Arbeit und Leben in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Glashütten des südniedersächsischen Leine-Weser-Berglandes*, in: Ring, Edgar (Hrsg.), *Glaskultur in Niedersachsen. Tafelgeschirr und Haushaltsglas vom Mittelalter bis zur frühen Neuzeit (Archäologie und Bau-forschung in Lüneburg 5)*. Husum 2003, 27-44.

2 Weiser, Barbara: *Töpferöfen von 500 bis 1500 n. Chr. im deutschsprachigen Raum und in angrenzenden Gebieten (Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Beiheft 15)*. Bonn 2003.

3 Von der Feuerstelle zum Kachelofen. Heizanlagen und Ofenkeramik vom Mittelalter bis zur Neuzeit (Stralsunder Beiträge 3). Stralsund 2001.

4 Zu Kalk- und Gipsöfen stehen Forschungen in Lüneburg aus, während man aus Lübeck immer noch auf die schon lange angekündigte Publikation zum städtischen Braugewerbe und seine Bauten wartet.

1229 und der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erbaute Heizanlage stellt einen Zwitter zwischen Kachelofen und Luftheizung dar. Eine kleinere Brennkammer wurde in eine größere Kammer gestellt, Becherkacheln bildeten drei Wände der Brennkammer. Diese Konstruktion ermöglicht einen effektiven Wärmeaustausch zwischen der Brennkammer und den die heiße Luft führenden Kanälen, ohne dass Rauchgase in den zu heizenden Raum gelangen können, wie dies bei den bekannten Luftheizungen, die mit dem Ofen C ebenfalls im Ulmer Franziskanerkloster vertreten sind, durchaus möglich ist. Die Rekonstruktion dieses interessanten Befunds, der stark an das Prinzip des römischen Hypokaust erinnert, verdeutlicht eine bereits 1956 publizierte Dokumentation einer vergleichbaren Anlage des Klosters Breitenau.

Ausführungen zu *Buntmetallhandwerkern am Fuß des Konstanzer Münsterhügels* verknüpft *Ralph Röber* mit der Frage, ob diese *In Abhängigkeit des Bischofs?* arbeiteten. Nach Ausführungen zur Topographie stellt *Röber* Feuerungsanlagen vor, deren Nutzung 4 Perioden zuzuordnen ist. Ihr Beginn liegt vermutlich im 10. Jahrhundert, genutzt wurden sie bis ins ausgehende 12. Jahrhundert. Durch die Platzkontinuität des Betriebes ist die Befundlage kompliziert. Die Reste der Feuerungsanlagen sprechen für eine Herstellung von Buntmetallobjekten, sowohl kleinere Objekte als auch – zumindest in der jüngsten Phase – Glocken. Hier handelt es sich um den frühesten archäologischen Beleg für einen Glockenguss in Konstanz. Das Werkstattareal befand sich auf kirchlichem, vermutlich bischöflichem Besitz. *Röber* sieht in den Handwerkern Hörige des Bischofs, der als Stadtherr das Gelände zu Verfügung stellte.

In einem kurzen Beitrag erläutert *Dorothee Ade-Rademacher* *Spätmittelalterliche Ofenanlagen im Hofgarten des Kemptener Klosters*. In kleinen Öfen, deren Kuppelkonstruktion ungewiss ist, wurden hohe Temperaturen gefeuert. Archäometrische Messungen erbrachten eine Datierung in das späte 14. Jahrhundert. Schlackenfunde sprechen für eine Buntmetallverarbeitung. Allerdings muss offen bleiben, ob die Öfen als Tiegelschmelzöfen zu interpretieren sind.

In einem ebenfalls kurzen Beitrag präsentiert *Luisa Galioto*, mit einem Fragezeichen versehen, *Eine mittelalterliche Bäckerei in Freiburg*. Tatsächlich ist die Befundlage so dürftig, dass kaum nachzuvollziehen ist, wie die Autorin in den Mauerresten drei Backofenanlagen einer vermutlich gewerblichen Bäckerei sehen kann.

*Mittelalterliche Ziegelbrennöfen* zur Herstellung von Flachziegeln, Backsteinen und Bodenfliesen stellt *Lucia Tonezzer* vor. Nach einem historischen Exkurs über gallo-römische und mittelalterliche Ziegelbrennöfen werden der Feldbrand und anschließend Kammeröfen mit einem bis drei Heizkanälen beschrieben. Zunächst wurden, wie das Beispiel Saran in Frankreich belegt, Gefäßkeramik und Ziegeleikeramik an einer Produktionsstätte hergestellt. Aber auch später arbeiteten in größeren Werkstattbetrieben Töpfer und Ziegler nebeneinander. In den Kammeröfen wurde aber auch Kalk gebrannt. Somit sorgten die Betriebe, die häufig in unmittelbarer Nähe zur Baustelle angesiedelt waren, für eine umfassende Baustoffversorgung. *Tonezzer* schließt ihren Beitrag mit einem Bericht über einen experimentellen Nachbau eines Ziegelbrennofens in St. Urban (Kanton Luzern, Schweiz). Mit einer relativ einfachen Ofenkonstruktion gelang der Brand von qualitativollen Steinen.

Als Auszug aus seiner Dissertation bezeichnet *Stefan Krabath* seinen Beitrag *Die mittelalterlichen Buntmetallschmelzöfen in Europa. Vergleichende Studien aufgrund archäologischer, schriftlicher und ikonographischer Quellen*. Die häufig nur rudimentär erhaltenen Befunde zwingen zu einer interdisziplinären Vorgehensweise. Öfen und kleine Feuergruben werden für verschiedene Prozesse bei unterschiedlichen Temperaturen im Metallhandwerk benötigt. Funde in und bei den Öfen geben nicht immer Hinweise auf die Produkte. Chemische Analysen von Ofenwandungs- und Tiegelfragmenten geben weitergehende

Aufschlüsse. *Krabath* erfasste an 45 Orten in Mittel- und Nordeuropa 63 archäologisch nachgewiesene Buntmetallschmelzöfen, die er in elf Grundrisstypen gliedert, vorstellt und in einem Katalog festhält. Diese Befunde gleicht er mit historischen Abbildungen und Beschreibungen ab. Zusammenfassend stellt er fest, dass die Publikationen zu Buntmetallschmelzöfen häufig nicht genügend Informationen für eine eingehende Interpretation liefern. So ist die Entwicklung der Technologie des Buntmetallschmelzens nur ungenügend zu erschließen.

*Sonja König* unterstreicht gleich zu Beginn ihrer *Untersuchungen zur Gusstechnik mittelalterlicher und neuzeitlicher Glocken aufgrund archäologischer Befunde in Europa*, dass eine umfangreiche Literatur zum Thema Glocken in Mittel- und Nordeuropa vorliegt. Sie widmet sich den Befunden der Glockengussanlagen. Lässt sich ein Wandel in der Technologie der Glockenherstellung anhand der Befunde ablesen und mit der Datierung der Befunde eine Datierung des Technologiewandels? *König* stellt zunächst die Gusstechnik vom 9. bis frühen 14. Jahrhundert vor. Aufgrund formaler Merkmale kann eine Differenzierung der Feuergassen und Unterbauten der Formöfen in 7 Typen erfolgen. Die Wände der Formöfen sind selten erhalten, vereinzelt treten zu den Formöfen Befunde der Schmelzöfen. Die meisten Gussplätze befinden sich in der Nähe von (oder in) Kirchen. Interessant ist die Beobachtung, dass man den Guss einer Glocke gleichzeitig zur Herstellung weiterer kleinerer Bronzeobjekte nutzte. *König* resümiert, dass ihre Ausführungen, die von einem Katalog begleitet sind, nur ein Zwischenergebnis darstellen.

*Andreas Heege* und *Alexander Erlacher* gehen näher auf *Töpferöfen des 12. und frühen 13. Jahrhunderts aus Einbeck, Niedersachsen* ein. Produktion, Keramiktechnologie und Umfeld der Produktionsstätte wurden bereits in zwei Monographien behandelt. *Heege* und *Erlacher* untersuchen nun detailliert die Fragmente der Konstruktion von 11 Öfen. Aufgrund von Kuppelresten im Inneren eines Ofens und von Resten aus Abfallgruben und der Abwurfhalde lassen sich die Ofenkuppeln rekonstruieren. Die detaillierten Beobachtungen führen aber auch zur Rekonstruktion des Ofenbaus. Ein Vergleich der Einbecker Öfen mit Töpferöfen anderer Regionen schließt sich an. Bemerkenswert ist die Beobachtung, dass am Anfang der Produktion in Einbeck ein Ofen in rheinländischer Bautradition steht.

*Dieter Lammers'* Beitrag zu einer *Glockengussgrube aus Soest* des 12. Jahrhunderts ist eine willkommene Ergänzung des Artikels von *Sonja König*.

Am Ende des Tagungsbandes steht die Arbeit von *Andreas Kurzweil* und *Dieter Todtenhaupt* über *Teer-, Pech-, Schme(e)r oder Salbe-Öfen*, mit denen Dichtungsmaterialien, Kleb- und Schmierstoffe sowie Heil- und Desinfektionsmittel produziert wurden. Teer und Pech aus Holz wurden seit dem Mesolithikum gewonnen, erste Beschreibungen zur Herstellung dieser Stoffe stammen aus der Antike. Die Autoren erläutern Prozesse der Stoffgewinnung, geben eine Definition der Produkte und erläutern die Öfen. Archäologische Nachweise zur Teer und Pechgewinnung mittels der vorgestellten Öfen gehen in das frühe 13. Jahrhundert zurück. Die chemische Umwandlung von Holz, meist Kiefer, durch Pyrolyse führt zur Gewinnung von flüssigen Kondensaten, die Holzteere oder Holzpeche genannt werden. Der Höhepunkt dieses Zweiges der Waldwirtschaft lag im 17. bis 19. Jahrhundert. Einige der Anlagen sind heute noch erhalten, ein Katalog am Ende des Beitrags ermuntert zu einem Teerofentourismus.

Der Tagungsband *Mittelalterliche Öfen und Feuerungsanlagen* umfasst Beiträge, die Einzelbefunde, Produktionsstätten und Werkstattkomplexe vorstellen oder überregionale Überblicke liefern. Sie verdeutlichen beeindruckend, wie der Mensch das Feuer nutzte, um Handwerk und Gewerbe zu betreiben. Deutlich wird, wie schwierig zum Teil Befunde zu deuten

sind. Einige Öfen und Feuerstellen sind wohl bekannt, andere bisher wenig erforscht. So gewinnt der Tagungsband durch seine Vielfalt an Bedeutung.

Ralph Röber ist es erneut gelungen, nicht nur eine Tagung zu einem weiteren Thema des Handwerks zu organisieren und somit Wissenschaftlern ein Forum zum Informations- und Gedankenaustausch zu bieten, sondern wiederum die Ergebnisse dieser Tagung zu publizieren. Man kann nur hoffen, dass die Kolloquien fortgesetzt werden, und die dringende Empfehlung geben, endlich das Spektrum der Forschung auch im Titel des Arbeitskreises zu verdeutlichen: *Arbeitskreis zur archäologischen Erforschung des Handwerks des Mittelalters und der Neuzeit*.

Dr. Edgar Ring  
Stadt Lüneburg, Denkmalpflege  
Am Ochsenmarkt, D-21335 Lüneburg  
edgar.ring@stadt.lueenburg.de

## Rezension

In seinem Vorwort kennzeichnet der Herausgeber Egon Wamers die hier zu besprechende Arbeit als »Handbuch zur mittelalterlichen Keramik dieser Region und darüber hinaus«, welches »über Jahrzehnte hinweg Bestand haben« wird. Die 1962 ebenfalls in den Schriften des Frankfurter Museums erschienene Publikation Otto Stamms zur spätantiken und frühmittelalterlichen Keramik Frankfurts hatte diesen Handbuch-Charakter schnell gewonnen. Die vorliegende Arbeit schließt nun chronologisch unmittelbar daran an und behandelt die Funde des 10. bis 15. Jahrhunderts. Sie entstand als Dissertation unter der Betreuung von Walter Sage, der selbst an den Nachkriegsgrabungen in Frankfurt beteiligt war.

Die Auswertung der Keramik basiert auf ca. 40% der zwischen 1953 und 1982 ausgegrabenen hoch- und spätmittelalterlichen Keramik. Angesichts der bearbeiteten 18.757 Scherben erscheint diese Auswahl nicht nur sinnvoll, sondern notwendig. Wintergerst konzentrierte sich auf das Material aus gut stratifizierten Befunden, was eine abgesicherte Gliederung der Keramik erlaubte. Er griff dabei auf die von Stamm angelegte »Lehrsammlung« zurück, die 20 Keramikgruppen aufwies. Davon ausgehend modifizierte er die Materialgruppen, wobei er sowohl bisher unberücksichtigte Keramik hinzufügte, als auch die bisherigen Gruppen umbildete. Dabei stützte er sich auf die technischen Merkmale des Scherbens, die auch an einfachen Wandscherben erkennbar sind. In einer zweiten Gliederungsebene bildete der Autor Formtypen. Diese sind, der starken Zerschabung des Fundmaterials entsprechend, in 53 Gefäß-, 8 Deckel-, 403 Rand-, 53 Verzierungs-, 10 Angarnierungs- und 23 Bodentypen sowie 5 Bodenherstellungsmerkmale unterteilt. Schon diese kurze Aufzählung verdeutlicht die äußerst präzise Vorgehensweise des Autors. Er beschränkte sich nicht auf die Herausarbeitung einiger charakteristischer Gruppen, sondern wurde der gerade im Bearbeitungszeitraum entstehenden Produktvielfalt des Werkstoffes Keramik gerecht.

Besonders hervorzuheben sind die Beschreibungen der Materialgruppen. Der Autor hat diese jeweils mit klaren Namen versehen, die jedoch leider im Inhaltsverzeichnis fehlen. Mit einem grob gemagerten, glimmerhaltigen Scherben in der Hand über das Inhaltsverzeichnis zur Beschreibung der »Hochmittelalterlichen Irdenware – Materialgruppe 1«

*Magnus Wintergerst: Hoch- und spätmittelalterliche Keramik aus der Altstadt Frankfurt am Main (Schriften des Archäologischen Museums Frankfurt 18). Frankfurt/Main 2002.*

zu finden, dürfte nur nach andauerndem, regelmäßigen Gebrauch leicht fallen. Über das im Untertitel genannte Stichwort »grobe Glimmerware« dagegen wäre es relativ leicht, die gesuchte Beschreibung schnell zu finden. In der Beschreibung geht der Autor jeweils ausführlich auf die Charakteristika der jeweiligen Ware ein, so daß ein Vergleich mit eigenen Materialien möglich wird. Allerdings hätte man sich gewünscht, neben den Beschreibungen und den im Anhang von Herbert Hagn erläuterten Dünnschliff-Aufnahmen, auch Fotoaufnahmen der Brüche oder wenigstens der Scherbenoberfläche zu finden. Zwar können auch diese nicht den direkten Vergleich und die optisch-haptische Erfassung der Originalkeramik ersetzen, jedoch bieten sie die wertvollsten Hilfen beim Vergleich mit eigenem Keramikmaterial. Gerade wenn man - wie hier - den Handbuch-Charakter des vorliegenden Werkes betont, sollte man nicht bei der Bebilderung sparen. In den Beschreibungen der Materialgruppen wird auch die chronologische Einordnung der Waren diskutiert. Dabei beschränkt sich der Autor keineswegs auf die Frankfurter Befunde, sondern leistet eine ausführlich Diskussion der Waren im regionalen Zusammenhang.

Die zusammenfassende »Schlussbetrachtung« stellt die übergreifenden Ergebnisse der Arbeit zusammen. Hierbei kommt insbesondere die archäometrische Untersuchung der Keramik zur Geltung. Durch die Synthese archäologischer und archäometrischer Ergebnisse kann der Autor ein fundiertes Licht auf die Versorgung Frankfurts am Main im hohen und späten Mittelalter werfen. Hierbei überrascht das Fehlen oberrheinischer Keramik und die Fern-Importarmut. Bei der Betrachtung der Importe verweist Wintergerst auf den hohen Anteil von Keramik aus Pingsdorf, die er sicher zurecht mit Handelsverbindungen ins Rheinland erklärt. Dies ist insofern bemerkenswert, als sich bei Untersuchungen weiter südlich gelegener Komplexe bisher kaum Keramik der rheinischen Vorgebirge nachweisen ließ. Sollte sich dieses Bild weiter verdichten, so wäre Frankfurt am Main schon im Hochmittelalter stark nach Nordosten, also rheinabwärts orientiert gewesen. Allerdings sollte man bei diesen Einschätzungen einschränkend beachten, daß die spätmittelalterlichen Produktionsorte Thalheim und Aulhausen schon in 60 bzw. 58 km (Luftlinie) Entfernung über Land liegen. Insofern sollte man ihre Produkte bereits als Fernimporte ansprechen, da der Transportaufwand das laut Absatzuntersuchungen übliche Maß übersteigt. Darüber hinaus lassen sich die dem Vorspessart oder der Eppertshausener Gegend zugewiesenen glimmerhaltigen Materialgruppen auch im Gebiet von Worms und dem Kloster Lorsch massenhaft nachweisen. In Worms gibt es auch Hinweise auf die lokale Produktion rotbemalter Keramik, die vom Frankfurter und Seligenstädter Material archäologisch nicht getrennt werden kann. Auf die Existenz mehrerer Töpfer solcher Waren auch im Maingebiet verweist der Autor selbst (S. 80). Offensichtlich wurden hier bei gleicher Produktionstechnik sehr ähnlich brennende Tone und Magerungsmaterial verwendet, die in gleicher Form in einer größeren Region zugänglich waren. War man bisher dazu geneigt, Verbreitungsbilder solcher Waren mit den vereinzelt ausgegrabenen Töpferöfen (hier Seligenstadt) in Verbindung zu bringen, so zeigt gerade die Arbeit von Wintergerst, daß offensichtlich von einem wesentlich differenzierteren Bild auszugehen ist. Wenn der Autor auf S. 164 auf »zum Teil völlig unbekannte Keramik« verweist, die er herausarbeiten konnte, und auch immer wieder auf bisher unbekannte Produktionsorte hinweist (z. B. S. 66, 71, 77, 80, 81, 92, 100), so zeigt dies den Forschungsbedarf und die noch bestehenden Fundlücken.

Hier nun ist meines Erachtens der Hauptverdienst des Autors zu sehen. Er hat nicht nur ein »handbuchartiges Bestimmungsbuch« (S. 164) vorgelegt, sondern eine in vielen Bereichen weiter verweisende Arbeit zur Keramik der Region um Frankfurt am Main geschaffen. Von

seiner Arbeit konnten schon die Mitglieder der 1994 gegründeten Arbeitsgemeinschaft »Spätmittelalterliche Keramik im Rhein-Main-Gebiet« profitieren. So war die nun publizierte Dissertation, dank der sehr fruchtbaren Diskussionsbereitschaft und Kollegialität des Autors, schon für inzwischen abgeschlossene Bearbeitungen südhessischer Keramik (Burg Stein bei Biblis; Burg Tannenbergr bei Seeheim) zugänglich. Die vorgelegte Arbeit ist Grundlage der weiteren Beschäftigung mit der hoch- und spätmittelalterlichen Keramik des Rhein-Main-Gebietes und bietet für weitergehende Fragestellungen, die der Autor zum Teil schon angerissen hat, eine solide Grundlage. Dank des umfangreichen und ausführlichen Katalogs ist die stratigraphische Einordnung jedes einbezogenen Scherbens ebenso nachvollziehbar, wie die Beschreibung der Straten. Wie bereits angesprochen, wären Farbabbildungen zu den gebildeten Materialgruppen äußerst hilfreich gewesen. Aber vielleicht kann dies ja durch eine zukünftige Beilage ergänzt werden.

Die allgemeine Entwicklung des Formen- und Warenbestandes faßt Wintergerst knapp im Schlußkapitel zusammen (S. 165 f.). Die von ihm herausgestellte Dominanz der Henkelkannen (»Amphoren«) aus glimmerhaltiger rotbemalter Ware im 12. Jahrhundert konnte inzwischen auch für Burg Stein bei Biblis-Nordheim nachgewiesen werden. Während Kacheln aus ähnlichen Töpfertonen weiterproduziert wurden, tritt beim Schankgeschirr nun das Protosteinzeug seinen Siegeszug an. Diese werden dann im Laufe des 14. Jahrhunderts durch die teilengobierten Dieburger Produkte abgelöst.

Abschließend möchte Rezensent aber noch sein Bedauern äußern, daß dem Autor seine geplanten weiterführenden Untersuchungen und vor allem die statistischen Aufbereitungen des vorgelegten Materials nicht mehr ermöglicht werden konnten. So liegt lediglich für alle aufgenommenen hoch- und spätmittelalterlichen Funde, die ja aus der gesamten Altstadt Frankfurts stammen, eine Mengenverteilung im Katalog vor. Die hier besprochene grundlegende Bearbeitung des Materials fordert jedoch geradezu weiterführende Auswertungen und Forschungen heraus: Sei es die weitere Diskussion der Idealstratigraphie für den Domhügel (S. 30 f.), seien es die Hinweise auf die Marktaufsicht (S.32) oder sei es die Befundauswertung der Altstadtgrabungen.

Sven-Hinrich Siemers

# Rezension

*Andreas Heege in Zusammenarbeit mit Eva Roth Heege: Einbeck im Mittelalter. Eine archäologisch-historische Spurensuche. Mit Beiträgen von Karl-Ernst Behre, Suzanne Frey-Kupper, Silke Grefen-Peters, Peter Steppuhn, Stefan Teuber, Klaus Tidor, Serge und Marquita Volken, Julian Wiethold. (Studien zur Einbecker Geschichte Band 17) Oldenburg: Isensee 2002. 336 S. ISBN 3-89598-836-7*

In XIII Teilen, »Stadtentwicklung im Überblick. Archäologie in Einbeck. Gräben-Mauern-Wälle. Waffen und Bewaffnung. Öffentliche Gebäude und Einrichtungen. Straßen und Wege. Stadtbach und Dreckgräben. Wasserversorgung. Einbecks Kirchen. Pilgerfahrt, Frömmigkeit und Aberglauben. Hausgeschichten. Die Handwerker und ihre Erzeugnisse. Es bleiben Fragen«, legen A. Heege und die übrigen Autoren in beeindruckender Form die neuesten Ergebnisse archäologisch-historischer Stadtgeschichtsforschung vor. Sollte beim Lesen der Kapitelüberschriften der Eindruck entstehen, das Buch wiederhole, was bereits vielfach in Übersichten zur Stadtarchäologie, in Alltagsgeschichten oder Ausstellungskatalogen erschien, so ist zu vermelden, dass dem nicht so ist. Denn einerseits vermittelt der Band die unverwechselbare Geschichte Einbecks, die nicht einfach die Wiederholung andernorts bereits ermittelter und erforschter Momentaufnahmen und Ereignisse ist. Andererseits handelt es sich um die Dokumentation stadtarchäologischer Aktivitäten mit dem Schwerpunkt 1991 bis 2001.

Durch die ganz konzentriert auf Einbeck bezogene Darstellung erhält das Buch seine besondere ortstypische Aktualität. Deutlich wird, welche hohen Leistungen im Bereich der historischen, archäologischen und bauhistorischen Forschung einem auf sich allein gestellten Stadtarchäologen abverlangt werden. Wie A. Heege sie bewältigte, kann diesem auf lange Zeit wirksamen Werk entnommen werden.

Hervorzuheben ist, daß sich die Autoren nicht nur auf das Mittelalter beschränken sondern durch die vorhandenen Realien (Häuser) und ausgegrabenen Funde und Befunde bis weit in die Neuzeit Aussagen zur Geschichte Einbecks machen können. Bemerkenswert ist die hervorragende Ausstattung des Bandes: Durchweg Farbabbildungen, die mit dem Text so eingängig und unmißverständlich verbunden sind, daß der interessierte Leser zum Weiterlesen regelrecht verführt wird. Und dies ist auch eines der Hauptanliegen des Buches. Im Vorwort heißt es: Das Buch »wendet sich an alle geschichtlich interessierten Einbeckerinnen bzw. Einbecker und besonders an die Lehrer und Schüler der Einbecker Schulen. Daher mußte ein Kompromiß gefunden werden zwischen wissenschaftlich fundierter Vorlage und vereinfachender, aber stärker optisch angereicherter Darstellung.« Dies ist Andreas Heege und seinen Mitautoren und Mitarbeitern hervorragend gelungen.

Alfred Falk M.A.  
Hansestadt Lübeck, Bereich Archäologie  
Meesenring 8, D-23566 Lübeck

*Edgar Ring (Hrsg.): Glaskultur in Niedersachsen. Tafelgeschirr und Haushaltsglas vom Mittelalter bis zur frühen Neuzeit (Archäologie und Bauforschung in Lüneburg 5). Husum 2003.*

Den Kern der Wanderausstellung »Glaskultur in Niedersachsen« sowie des gleichnamigen, um einige Aufsätze erweiterten Ausstellungskatalogs bilden Glasfunde aus Lüneburg, die während der 1970er und 1980er Jahre bei Bauarbeiten bzw. seit 1991 im Rahmen der Arbeit der Lüneburger Stadtarchäologie geborgen wurden. Diese Stücke stammen fast ausschließlich aus Kloaken und datieren zumeist in den Zeitraum des 15.–18. Jahrhunderts. Peter Steppuhn, der die Funde wissenschaftlich bearbeitete, konnte für die Ausstellung zudem weitere Gläser aus Göttingen und Einbeck, vom Gräberfeld Buxtehude-Immenbeck sowie aus Glashütten des Leine-Weser-Berglandes zusammentragen, so dass das vorgelegte Material sowohl in zeitlicher als auch in historisch-kontextueller Hinsicht einen »wenn auch ohne Karolingerzeit und weite Teile des Hochmittelalters nicht ganz vollständigen« Überblick über die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gläser zumindest des östlichen Niedersachsens ermöglicht.

Wie der publikumswirksam gewählte Titel verrät, sollen im vorliegenden Band jedoch mehr als nur einzelne Gläser präsentiert werden, es geht vielmehr (auch) um die kulturelle Einbindung des Glases in lebensweltliche Kontexte.

Diese Aufgabe wird im Wesentlichen durch die dem Katalog vorangestellten Aufsätze übernommen, in welchen Gläser anhand von schriftlichen und archäologischen Quellen desselben Raums in ihren Funktionen als materielle Besitztümer, Medien gesellschaftlicher Kommunikation, Produkte handwerklicher Arbeit sowie als Bestandteile des Hausmülls vorgestellt werden. Ob diese verschiedenen Aspekte kultureller Einbindung gläserner Gegenstände allerdings die Formulierung einer niedersächsischen »Glaskultur« rechtfertigen, sei dahingestellt.

Es sei vorweggenommen, dass die Umsetzung der ‚äußeren‘ kulturgeschichtlichen Konzeption »trotz Bedenken bezüglich des partikularisierten Kulturbegriffs« ziemlich gut geglückt ist. Der thematische Rahmen ist relativ weitgespannt, die gleichzeitige ‚Bedienung‘ eines wissenschaftlichen wie eines Laienpublikums über weite Strecken gelungen. Dies ist sicherlich auch der attraktiven Präsentation geschuldet: Schriftbild und -größe, die Präsentation und Qualität der Fotografien überzeugen.

*Peter Steppuhn, Glas als Kulturgut.* Im einleitenden Beitrag geht Steppuhn nach einer kurzen Einführung in die chemisch-technologischen Grundlagen der Glasgeschichte, ausführlicher auf Geschichte und Stand der archäologischen Glasforschung in Mittel- und Nordeuropa, insbesondere in Deutschland und Niedersachsen ein. Dabei erscheint Niedersachsen auf Verbreitungskarten von Glasobjekten seit der Bronzezeit insgesamt als eher peripheres Gebiet. Dagegen bestechen die Lüneburger Gläser mit ihrer »außergewöhnlichen Formen-, Farb- und Dekorvielfalt«, die den Bestand vor allem des 16./17. Jahrhunderts vor anderen stadtdarchäologischen Glaskomplexen auszeichnet.

Unter der Überschrift »Themen der Ausstellung« illustriert Steppuhn die Struktur des Gläserkatalogs in Form von kleinen Texten, die kurze Bemerkungen zu einzelnen oder mehreren Katalogobjekten (z. B. »Becher«, »Keulen- und Stangengläser«, »Schalen«...) verbinden. Nicht immer sind die Beschreibungen glücklich gewählt, etwa bei den Bechern, die als »Gefäße auf abgeflachtem Boden« definiert werden. Diese Kurzvorstellungen stellen die einzigen die Katalogobjekte verbindenden Ausführungen dar und wären daher in dieser oder ausführlicherer Form besser den durch sie beschriebenen Katalogteilen vorangestellt worden.

Die Wahl des Titels »Glas als Kulturgut« ist im Übrigen kaum nachvollziehbar. Neben den zum Katalog gehörenden Kurzbeschreibun-

gen werden im Wesentlichen Forschungsgeschichte und Forschungsstand diskutiert.

*Marc Kühlborn, »41 Gläser theils verguldet theils zerbrochen«. Glas in Lüneburger Haushaltsinventaren der frühen Neuzeit.* Im Lüneburger Stadtarchiv liegen insgesamt 88 in Bezug auf Haushaltsgegenstände auswertbare Inventare der Zeit zwischen 1536 und 1795 vor. Derartige Haushaltsinventare wurden hauptsächlich aus Gründen der Erbteilung angelegt; oft wurde mit ihrer Hilfe bei Zweitehen der Erbanteil der Kinder aus erster Ehe festgelegt. In seinem Beitrag geht Marc Kühlborn der Rolle von Glasobjekten innerhalb dieser Hausratsaufzählungen nach. Für Archäologen besonders instruktiv ist Kühlborns Gegenüberstellung zweier reicher Inventare des späten 16. Jahrhunderts. Der Ratmann Niclaus Tzerstede besaß 1578 insgesamt 198 Glasobjekte an 63 verschiedenen Stellen seines Hauses, vor allem Trinkgläser und »Korfflaschen«, daneben aber auch Kunstwerke wie »Ein glesern Kopken darin ein vechsern Bilde« und »Ein alt glesern klein Gemelte von Mose«. Der Pastor Nicolaus Schmidt verzeichnete 1582 nur zwei Stundengläser, eine blaue Schale, drei Trinkgläser und ein »Wirtemberger Gleslein«, dafür aber knapp 200 Bücher! Diese sehr individuellen Ausstattungen ‚sozial hochstehender‘ Haushalte zeigen deutlich, dass die unter Archäologen üblichen, häufig genug an Gläsern festgemachten sozialgeschichtlichen Interpretationen, die sich linear zwischen den Polen »arm« und »reich« bewegen, keinesfalls nur aus Gründen der Überlieferung die viel komplexere historische ‚Realität‘ schon strukturell gar nicht wiedergeben können.

Die Wege zur historischen Interpretation sind allerdings auch bei Kühlborn manchmal etwas kurz geraten, insbesondere was die Identifikation von schriftlich genanntem Gegenstand und archäologisch bezeugtem Typ betrifft. So interpretiert er sieben »wendische« Gläser im Haushalt Tzerstedes ohne weitere Anhaltspunkte als venezianisch; die Farbbezeichnung »blau« steht bei Kühlborn zwangsläufig für Gläser à la Façon de Venise.

Kühlborn kommt schließlich zum – ein wenig überraschenden – Ergebnis, dass sich am individuellen Glasbestand im Inventar im Groben auch der soziale Stand des Besitzers ablesen lässt. Wie die zuvor besprochenen Beispiele deutlich zeigen, bedarf eine zuverlässige soziale Einschätzung jedoch der Berücksichtigung weiterer Informationen, im Falle der schriftlichen Haushaltsinventare vor allem der sonstigen registrierten Gegenstände, ihrer Verwahrungsorte und/oder ihrer emischen Kategorisierung sowie der exakten Datierung.

Haushaltsinventare sind wie andere strukturell vergleichbare, seriell vorliegende ‚Massenquellen‘ – die es unter den Schriftquellen genauso gibt wie unter den archäologischen – einer multivarianten, d. h. verschiedene Einflussgrößen gleichzeitig berücksichtigenden statistischen Heuristik zugänglich. In Archäologie wie Geschichte muss man sich diese Techniken zueigen machen, will man das historische Potenzial von Massenquellen erschließen und sich nicht in generalisierenden oder spekulativen Interpretationen von entkontextualisierten Einzelbeobachtungen erschöpfen.

*Uta Reinhardt, Ergo bibamus – Trinken und Trinksitten in Lüneburg:* Nach einer Einführung über den Alkoholkonsum der frühen Hochkulturen im Zweistromland und im Niltal befasst sich Uta Reinhardt mit den für Lüneburg überlieferten Gebräuchen und Ereignissen in Zusammenhang mit Trinken und Betrunkensein in der Öffentlichkeit.

Schon im Spätmittelalter ist in Lüneburg eine Zweiteilung des Bierverbrauchs im Zusammenhang mit den Qualitäts- und Preisunterschieden von einheimischem und fremdem Bier zu konstatieren. Wein musste grundsätzlich importiert und daher auch höher bezahlt werden.

Reinhardt thematisiert neben den gesellschaftlich-kommunikativen Aspekten auch die ökonomische Funktion von Bier, Wein und Branntwein.

Letzterer entwickelte sich im 16. Jahrhundert immer mehr von der Medizin zum Rauschmittel, Herstellung und Ausschank waren seit Ende jenes Jahrhunderts konzessionspflichtig. Gerade in Zusammenhang mit Branntwein geht Reinhardt auf das Phänomen der Trunksucht und ihrer sozialen Ächtung ein und verfolgt den Umgang mit Alkohol und Alkoholismus bis ins 19. und 20. Jahrhundert.

Von Gläsern wird in diesen Zusammenhängen vor allem dann berichtet, wenn sie im festlichen Überschwang zerschlagen wurden – eine Tradition, die in Lüneburg seit 1563 belegt ist, als der Kämmerer nach einem Mahl im Rathaus aus Anlass der Huldigung jenes Jahres noch 25 Reichstaler für zerbrochene Gläser zahlen musste – im Übrigen ein interessanter Aspekt der Wertschätzung dieses Materials in der frühen Neuzeit.

*Christian Leiber, Arbeit und Leben in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Glashütten des südniedersächsischen Leine-Weser-Berglandes:* Christian Leiber stellt zunächst kurz die Standortfaktoren für die Niederlassung von Glashütten im Leine-Weser-Bergland zusammen und schildert im Anschluss die Geschichte der regionalen Glashüttenforschung im Solling, Vogler und Hils, die in der Nachkriegszeit durch Privatinitiativen örtlicher Lehrer wie Otto Bloß, Hans Hölscher, Friedrich Schreiber und Herbert Six ihren entscheidenden Anstoß erhielt.

Den Hauptteil des Beitrags bildet eine ausführliche Schilderung der Geschichte der Waldglashütten der Region. Auch im Oberweserraum dürften die Klöster den Ausgangspunkt für die Niederlassung der ersten hochmittelalterlichen Waldglashütten gebildet haben.

Von den bislang 48 im engeren Betrachtungsgebiet entdeckten mittelalterlichen Hüttenplätzen datiert nach Leiber die Mehrzahl ins 12./13. Jahrhundert. Der Autor schildert die typischen Auffindungs- und Ausgrabungssituationen und bespricht in diesem Zusammenhang die Funde von Arbeitsöffnungen, Ofenschalen und Glashäfen.

Ein gewisser Widerspruch ergibt sich zwischen der typischen Auffindungssituation »künstlicher Hügel« und Leibers Feststellung, dass von den Öfen dieser Zeitstellung in der Regel nur noch Fundamente erhalten seien. Die in der Mittelalterarchäologie ohnehin verbreitete Neigung, verstürzte Strukturen nicht in Zusammenhang mit den zugehörigen Fundamenten aufzunehmen und auszuwerten, zeitigt bei der Waldglashütten-Archäologie mit ihren häufig weitgehend unberührten Versturzhorizonten besonders starke Auswirkungen und verhindert manches Mal die erfolgreiche Rekonstruktion eines – abgesehen vom weitgehend verlorengegangenen materiellen Zusammenhalt – so gut wie vollständig erhaltenen Ofens.

Ein weiteres Kennzeichen der peripheren Wahrnehmung von Versturzfunden ist die – ebenfalls nicht unübliche – Nennung von »Glasgalle« unter den Hüttenplatzanzeigern. Meines Wissens konnte bislang in archäologischen Kontexten noch keine Glasgalle identifiziert werden; ein kürzlich publizierter archivalischer Glasgallen-Fund<sup>1</sup> lässt vermuten, dass sich dieses weitgehend wasserlösliche Material im Boden kaum erhalten dürfte.

Im Gegensatz zu den mittelalterlichen Hütten existiert zu den frühneuzeitlichen Glashütten des Leine-Weser-Berglands eine reiche schriftliche und kartografische Überlieferung. Leiber widmet dieser »Blütezeit« der Waldglashütten daher auch die ausführlichste Darstellung, wobei – zunächst ausschließlich aus der Sicht der Schriftquellen – die Themen Glasmachersiedlungen, berufsständische Vereinigungen und Zunftordnungen sowie Anbahnung und Inhalt der Pachtvereinbarungen diskutiert werden.

Schließlich stellt Leiber mit den Glashütten »im Ackenhäuser Holze am Schnoppel« und »unter dem Hilsborn« (beide Gde. Grünenplan im Hils) zwei Hütten des 17. Jahrhunderts vor, die sowohl Niederschlag in den schriftlichen Quellen gefunden haben als auch Objekt archäologischer Ausgrabungen sind. Im Falle der Hütte »unter dem Hilsborn«, die 2001

<sup>1</sup> Kurzmann, Peter: Technologie des mittelalterlichen Glases. Archäologie – Schriftquellen – Archäochemie – Experimente. Dissertation Tübingen 2003, 287–290.

im sechsten Jahr untersucht wurde, sind beide Überlieferungsstränge derart ergiebig, dass eine weit über das Gebiet der Glashüttenforschung hinaus modellhafte interdisziplinäre Auswertung sowohl möglich wie auch unbedingt wünschenswert erscheint: Zwei unabhängige schriftliche Quellen berichten von einer Zweiteilung des Produktionsbereichs in eine »Fensterglas«- und eine »Weinglasseite«, wobei neben Personenzahl und Angaben zum täglichen Arbeitsprozess sogar ein personengenaueres, nach Arbeitsbereichen gegliedertes Namensverzeichnis (incl. Status, z. T. auch Aufgabenbereich) des Jahres 1663 vorliegt.

Die Grabungen »unter dem Hilsborn« zeichnen sich durch eine »ungewöhnlich gute, ja geradezu spektakuläre« Erhaltung der vier – funktional offenbar unterschiedlich zu beurteilenden – Ofenbefunde mit aufgehenden Erhaltungshöhen bis 80 cm aus. Ofen 2, ein kleinerer ovaler Ofen ist nahezu vollständig erhalten, so dass man erwägt, ihn für museale Zwecke komplett zu bergen. Wenige Meter vom Ofenzentrum entfernt, an der Grabenböschung des Hilsbornwassers, konnte eine stratifizierte Abwurfhalde mit hohem Anteil an Ofenschutt ergraben werden, auf der gegenüberliegenden Bachseite wurden gar die eindeutig als solche identifizierbaren Überreste eines abgebrannten Warenlagers aufgedeckt. Durch systematische Begehungen und ein wenig ‚Fingerglück‘ konnte in 70 m Entfernung vom Betriebsgelände auch der zur Glashütte gehörige Siedlungsbereich lokalisiert und teilweise ergraben werden. Sowohl im Wohnbereich als auch am Rande des Ofenzentrums wurden Kachelofenfundamente mit Streuungen von Ofenkacheln freigelegt.

Angesichts der Vielfalt an unterschiedlich formatierten Fundvergesellschaftungen desselben Produktionskontextes bei weitgehend ungestörter Erhaltung kann man den zukünftigen Bearbeitern nur ans Herz legen, unbedingt eine den Umständen der Erfassung entsprechend möglichst genaue räumliche Fundaufnahme zu erstellen und die vorhandenen Fundverteilungen und Fundvergesellschaftungen mit Hilfe – u. a. multivariater – statistischer Verfahren in einen überzeugenden Zusammenhang mit dem Befund zu stellen. Über den Fundanfall der Arbeitshorizonte dürfte Leibers vorsichtig formuliertes Ziel, die schriftlich belegte Arbeitsteilung im Befund wiederzufinden, möglicherweise ziemlich detailgenau zu erreichen sein. Unabdingbar wäre hierbei auch die statistische Aufnahme des »in mühevoller Kleinarbeit« abgeräumten Schuttmaterials, das neben Informationen zum Ofenbau » durch abbruch- oder versturzeitliche Verlagerungen » möglicherweise auch einen Teil des Fundanfalls der Laufhorizonte bereitstellen kann.

Nach Vorstellung dieser außergewöhnlichen Quelle schildert Leiber abschließend den Niedergang der Waldglashütten im 18. Jahrhundert, als unter merkantilistischen Gesichtspunkten gegründete landesherrliche Manufakturen deren Funktion übernahmen.

*Betty Arndt, Gläserner Abfall eines reichen Haushalts des 17. Jahrhunderts:* Im Zuge bauarchäologischer Untersuchungen in Göttingen, Rote Straße 34, wurde in einem Winkel von Vorderhaus und Fachwerkanbau eine 1639/40 d errichtete kleine, außen angebaute Kloake entdeckt, zu deren außergewöhnlich ‚reicher‘ Verfüllung zahlreiche aufwändige Importgläser, aber auch wertvolle Gläser einheimischer Produktion wie ein emailbemalter Jagdhumpen und ein Stangenglas mit Familienwappen gehören. Betty Arndt vermutet, dass das »privet«, das wohl vom Fachwerksaal aus zugänglich war, während der Nutzungszeit auch den dort anfallende Kehrriecht aufnahm.

*Peter Steppuhn, Katalog:* Peter Steppuhn gliedert den optisch sehr gelungenen und kenntnisreich erstellten Katalog nach formal-funktionalen Kriterien in 9 Hauptgruppen. Diese Hauptgruppen (z. B. »Glasherstellung und »verarbeitung«, »Tafelglas«, »Flaschen«) stehen hierarchisch über den im Eingangsbeitrag »Glas als Kulturgut« beschriebenen Objektgruppen. Wie erwähnt, taucht die Gliederung der Glasobjekte – abgesehen von der Katalognummer – nicht mehr explizit im Katalog

auf, was die Übersichtlichkeit verringert. Allein im Inhaltsverzeichnis werden die beiden Gliederungsebenen zueinander in Beziehung gesetzt; allerdings sind die Hauptgruppen hier – ohne weitere Erklärung – mit ‚ausstellungsgemäße(r)en‘ Bezeichnungen versehen (z. B. »Nur zum Bechern?«; »Die elegantere Art, Getränke zu genießen« oder »Aus Hexenküchen und Badestuben«). Die Frage, warum etwa »Schalen«, »Schenkgefäße«, »Scherzgefäße« und »Vase« zusammengenommen unter »Gehobene Tischkultur mit einem gewissen Augenzwinkern« firmieren, muss sich der Leser selbst beantworten.

Der Katalog wird mit der wohlbekannten Miniatur aus der Reisebeschreibung des John Mandeville eröffnet, anhand derer sich einige Aspekte der Glasherstellung leicht illustrieren lassen, wobei sich die technologische Interpretation allerdings alles andere als eindeutig darstellt. Steppuhn entscheidet sich, anders als jüngst etwa Walter Lang<sup>2</sup> für die Identifikation des rechts am Schmelzofen arbeitenden Jungen mit dem Schürer, deutet den Schmelzofen also als stehenden Ofen mit (Zwischen-)Kühlofennex. Sehr unwahrscheinlich erscheint indes die Identifikation der Hintergrundaktivitäten mit einem Frittprozess, da im Bildhintergrund weder Ofen noch sonstige Erhitzungsmöglichkeiten abgebildet sind. Viel eher wird man hier an den Abbau von Sand oder die Gewinnung von Asche denken – die Arbeitsgrube befindet sich, ob durch Zufall oder Absicht, auf einer Waldlichtung.

Es würde hier zu weit führen, den Katalog im Einzelnen zu besprechen. Stattdessen sollen nur einige wiederholt gemachte Beobachtungen ausgeführt werden. Sie hängen im Wesentlichen mit den standardmäßig für jedes Objekt zusammengestellten ‚biografischen‘ Daten Herstellungsort und Herstellungszeit zusammen. Meiner Ansicht nach formuliert Steppuhn diese Daten manches Mal etwas zu genau oder zu bestimmt. Als Extrembeispiel sollen die zwei grünblauen Spitzgläser 3.008 genannt sein, die mit den Angaben »Norddeutschland (Hils), 1. Viertel 17. Jahrhundert« apostrophiert werden. Grund für diese exakte Einschätzung der in einer Lüneburger Kloake gefundenen Gläser ist die zur Kuppä hin hochgezogene Wicklung des Fußes, nach Steppuhn »möglicherweise eine Spezialität des Hüttenmeisters Hans Greiner, der im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts im Hils produzierte«. Die hier sprachlich gemachte Einschränkung findet sich in den ‚biografischen‘ Daten jedoch nicht.

Durch die Standardisierung der Fundvorlage wird – das ist beileibe kein auf »Glaskultur in Niedersachsen« beschränktes Phänomen – häufig der Blick auf den originären Fundkontext und seine Aussagemöglichkeiten verstellt. Der Löwenanteil der hier vorgestellten Gläser entstammt aus niedersächsischen, zumeist Lüneburger Kloaken, Fundkontexten mithin, welche die Informationen über Herstellungsort und Herstellungsdatum nicht bereitstellen können. Allein die Herstellungszeit besitzt im Entsorgungszeitpunkt – der zumeist auch nicht besonders genau festgelegt werden kann – einen terminus ante quem. Der Herstellungsort wird durch die Fundlage dagegen in keiner Weise festgelegt. Wenn man nun feststellt, dass viele der Importgläser, die vor »Phönix aus Sand und Asche« relativ unbedenklich venezianischen Glashütten zugeschrieben wurden, nun vermehrt den Niederlanden zugewiesen werden, dann liegt dies in der aktuellen Forschungsdiskussion, bzw. der persönlichen Sicht des Forschers bedingt, streng genommen aber nicht im Fundgegenstand selbst.

Das Milieu »Kloake« als Entsorgungskontext kann primär Fragen nach der Entsorgungspraxis meist privater Haushalte beantworten, sekundär solche nach dem Haushalt selbst, aus dem entsorgt wurde. Was ist gemeinsam mit welchen anderen Dingen zu welchem Zeitpunkt von wem entsorgt worden? Mit dieser Grundfrage im Hintergrund und mit dem notwendigen methodischen und heuristischen Werkzeug ausgestattet, kann man den archäologischen Befunden Regelmäßigkeiten entlocken,

<sup>2</sup> Walter Lang, Walter: Spätmittelalterliche Glasproduktion im Nassachtal, Uhingen, Kreis Göppingen (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 59). Stuttgart 2001, 46.

die über den Umweg der Entsorgungsgewohnheiten unter Umständen auch Formen vergangener Lebensgestaltung sichtbar machen.

Es ist daher mehr als bedauerlich, dass die zu den Funden gehörigen Befunde, zumindest aber die Lüneburger Kloaken als relativ geschlossener Hauptfundkontext nicht gleichzeitig mit den Gläsern publiziert wurden. Auch wenn die Dokumentationen sicherlich nicht durchweg befriedigend sein werden, so sind über Beifunde, Fundtiefe, Datierungszeitraum, Entsorgungsmilieu, Fundort und die damit verbundenen Informationen aus der Schriftüberlieferung doch (formatierte) historische Zusammenhänge überliefert, die die Funde allein nicht repräsentieren können. Aber auch abseits der ausgefallenen historischen Auswertung ist das Fehlen zumindest eines Befundkatalogs als Kontrollinstanz etwa für Datierungen zu kritisieren.

Als letzter Gesichtspunkt soll die Frage der Herstellungsverfahren angesprochen werden, die im Katalog relativ häufig thematisiert werden. Steppuhn bemüht sich um Fragen der Herstellungstechnik und beobachtet dementsprechend ziemlich detailliert. Die Schlüsse sind allerdings nicht in jedem Falle überzeugend. Einmal mehr erweist sich, dass nicht der Verbraucher-, sondern der Produktionskontext die erste Informationsquelle zu Fragen der Herstellung darstellt.

Im Falle des Bechers mit Netzmuster 2.030 a ist die von Steppuhn vermutete Methode des Zusammenkneifens vertikal aufgelegter Glasstäbe anhand des Fotos nicht nachzuvollziehen. Der Dekor macht trotz »kleiner Unregelmäßigkeiten im Verlauf der Glasstäbe und leicht erhöhten Buckeln an den Stellen, an denen die Stäbe zusammengeführt wurden« einen ziemlich regelmäßigen Eindruck, insbesondere sind überhaupt keine Hinweise auf den ursprünglichen Verlauf der Glasstäbe an der Becheroberfläche festzustellen.

Das Oberteil des Kelchglases 3.010 wurde nach Steppuhn »zunächst in einer Form mit Wabenmuster vorgeblasen und anschließend im plastischen Zustand gestreckt, wobei sich das Muster zum Fuß hin zu länglichen Riefen verzog«. Das Foto lässt diese Deutung jedoch sehr unwahrscheinlich erscheinen. Die jeweils unterste »Wabe« wäre zum Boden hin in eine sehr lange Rippe verwandelt worden, wodurch bei einer normalen Glasstärke von 0,6 mm (Katalogangabe) Glasstärken von weit unter 0,1 mm erreicht worden wären – was, wenn überhaupt möglich, ganz offensichtlich nicht der Fall ist. Der Wechsel vom Waben- zum Rippenmuster erfolgt zudem abrupt, allmähliche Übergänge sind nicht zu beobachten.

*Peter Steppuhn, Exkurse:* Im Anschluss an den Katalog diskutiert Peter Steppuhn drei im Katalog vertretene Fundgruppen (Optisch und formgeblasene Gläser, Glättgläser, Flachglas) noch einmal ausführlicher in Form eigenständiger Exkurse, die das Gesamtwerk angemessen abrunden.

Im letzten Exkurs thematisiert Steppuhn unter anderem auch die Herstellung von Flachglas nach dem Zylinderblasverfahren, wobei er sich im Wesentlichen an den Darstellungen bei H. E. Henkes und W. Lang orientiert<sup>3</sup>. Er geht davon aus, dass die Flachglaszylinder in erwärmtem Zustand mit der Schere auseinandergeschnitten wurden. Dieser – prinzipiell denkbare – Vorgang ist meines Wissens noch nicht archäologisch belegt, er müsste sich im Produktionskontext durch fertig gebügeltes Flachglas mit Schnittfehlern in der Kante nachweisen lassen. Ebenfalls nicht archäologisch belegt ist die häufig geäußerte Ansicht, die abgerundeten verdickten Ränder der Glastafeln seien durch das Glätten im Ofen entstanden. Diese These wird schon allein dadurch widerlegt, dass bislang kein Flachglasfragment mit rechtwinklig aufeinanderstehenden verwärmten Rändern publiziert wurde.

Fazit: Trotz einiger, zumeist generell-methodischer Kritikpunkte ist »Glaskultur in Niedersachsen«, wie eingangs erwähnt, ein aspektreiches, interessantes und auch äußerlich attraktives Werk, das auch außerhalb

3 Henkes, Harold E: Glas zonder glanz. Vijf eeuwen gebruiksglas uit de bodem van de Lage Landen 1300–1800 (Rotterdam Papers 9). Den Haag 1994, 349, Abb. 216; Lang (wie Anm. 2) 76–78. Eine am Fundmaterial sowie dessen Verteilungs- und Vergesellschaftungsmustern erarbeitete Rekonstruktion einer Möglichkeit mittelalterlicher Flachglasproduktion wird in Frommer, Sören/Kottmann, Aline: Die Glashütte Glaswasen im Schönbuch. Produktionsprozesse, Infrastruktur und Arbeitsalltag eines spätmittelalterlichen Betriebs (Tübinger Forschungen zur historischen Archäologie 1). Büchenbach 2004; in Druckvorbereitung) vorgestellt.

Niedersachsens seinen Platz in der Glasforschung erhalten wird. Es präsentiert dem Laien einen aktuellen, farbenprächtigen und nicht unnötig vereinfachenden Einstieg in das Forschungsgebiet. Dem Glasforscher bietet es neben neuem Referenzmaterial vielversprechende Neuigkeiten aus der Glashüttenforschung und insgesamt eine angemessene kulturgeschichtliche Perspektive auf das Material.

Mein wichtigster Kritikpunkt, die weitgehende Ausblendung des archäologischen Kontextes, mag für einen Ausstellungskatalog überzogen oder unpassend erscheinen. Dennoch: Die Lüneburger Gläser als reine Schauobjekte zu begreifen – die durch ihre Entkontextualisierung im Rahmen des akzeptierten Forschungsstandes beliebig interpretierbar sind – ist zu wenig. Eine Publikation, die neue archäologische, also auch historische Quellen veröffentlicht bzw. ediert, muss sich meines Erachtens auch um die historische Dimension dieser Objekte bemühen, um in dieser die Brücke zu den Menschen der Vergangenheit zu schlagen.

Sören Frommer M.A.  
Institut für Ur- und Frühgeschichte und  
Archäologie des Mittelalters  
Eberhard-Karls-Universität Tübingen  
Schloss Hohentübingen  
72070 Tübingen  
soeren.frommer@student.uni-tuebingen.de

## Rezension

Das dritte Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum befasste sich im Oktober 1999 mit dem Hausbau in den Städten des hansischen Wirtschaftsraums. Zwei Jahre später erschien der 860 Seiten starke Tagungsband. Er umfasst Beiträge zu 48 Städten Norddeutschlands und des Nord- und Ostseeraums von Cork bis Nowgorod, von Bergen bis Göttingen. Die deutsch- oder englischsprachigen Artikel sind mit zahlreichen Schwarzweiß-Abbildungen und einer Zusammenfassung in der jeweils anderen Sprache versehen. Beschlossen wird der Band durch eine zweisprachige Zusammenstellung der Tagungsergebnisse und ein englisch-deutsches Glossar zum mittelalterlichen Hausbau.

Zur besseren Vergleichbarkeit der Beiträge wurde den Tagungsteilnehmern ein Fragenkatalog vorgegeben. An Hand von archäologischen Befunden sollten für die jeweilige Stadt folgende Aspekte angesprochen werden:

- die Konstruktion, Ausstattung, Funktion und Datierung hoch- und spätmittelalterlicher Holz- und Steinbauten
- die bauliche Entwicklung auf einem oder mehreren Grundstücken über mehrere Jahrhunderte hinweg
- ein Haustypenplan für die jeweilige Stadt

Tatsächlich ziehen sich diese Punkte als roter Faden durch die Aufsätze und ermöglichen ein rasches Zurechtfinden. Das ist um so wichtiger, weil dem direkten Vergleich der Forschungsergebnisse einige Schwierigkeiten im Wege stehen. Schon das sehr umfangreiche Thema selbst stellt ein Problem dar. Neben den materiellen Hinterlassenschaften der einzelnen Häuser spielen weitere Faktoren eine wichtige Rolle wie Parzellierung, Lage in der Stadt, Infrastruktur oder soziale Komponenten. Die Veranstalter versuchten, aus der Not eine Tugend zu machen, und baten um die weitgehende Beschränkung auf archäologische Hausbefunde, auch um die Frage zu klären, »was die Archäologie zur Hausforschung beitragen kann«. Außerdem wurde das Thema Infrastruktur auf das Folgekolloquium im Oktober 2001 ausgegliedert (Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum IV: Die Infrastruktur; hrsg. v. M. Gläser, im Druck).

Weitere Schwierigkeiten der Vergleichbarkeit spricht Doris Mührenberg in ihrer Tagungszusammenfassung an: Terminologie, Zeitstellung und die unterschiedlichen Forschungs- und Überlieferungsvoraussetzungen. Terminologische Ungenauigkeiten zeigen sich zum Beispiel bei zum Teil synonym gebrauchten Begriffen wie Wohntürme, Turmhäuser, Kemenaten und Steinwerke in den deutschsprachigen Beiträge. Noch schwieriger wird es, wenn sich Autoren aus 14 Ländern auf Englisch oder Deutsch über Details der Konstruktion oder Ausstattung austauschen sollen. Um so verdienstvoller ist das vierseitige englisch-deutsche Glossar von Ulrike Oltmanns, das aus den Tagungsbeiträgen erwuchs.

Die sich aus dem Titel der Veranstaltung ergebende zeitliche Eingrenzung haben nur wenige Autoren eingehalten, denn viele Städte des Hanseraums sind deutlich früher besiedelt als die im 14. und 15. Jahrhundert blühende Hanse. Dementsprechend setzen viele Beiträge auch mit Hausbefunden des 8./9. Jahrhunderts an, und enden, um ein abgerundetes Bild zu gewinnen, erst im 16./17. Jahrhundert.

Höchst unterschiedlich sind die Überlieferungsbedingungen: So hat sich im irischen Cork kein Haus vor 1730 obertägig erhalten, während in Göttingen Fachwerkhäuser ab dem 13. Jahrhundert stehen. Die hervorragende Feuchtbodenerhaltung von Hölzern in Bergen oder Lübeck finden sich im Löß der Soester Börde nicht. Auch die Intensität der Forschungen variiert: Neben großflächigen Grabungen wie im schwedischen Sigtuna stehen kleinräumige Beobachtungen wie in Bremen oder Hamburg. Neben Schwerpunktprogrammen wie Brügge stehen Städte, für die auch nach mehreren Jahrzehnten Forschung noch kein Überblick über die Hausentwicklung möglich ist.

Schließlich divergieren auch die Ansätze der Autoren: Hält sich der Amsterdamer Beitrag an die vorgegebene archäologische Sichtweise, werden zu Lüneburg auch frühneuzeitliche Bauten, Schrift- und Bildquellen herangezogen. Auch der Beitrag der gastgebenden Lübecker bietet Beispiele bestehender Architektur. Hier zeigt der Tagungsband sehr schön die Möglichkeiten und Grenzen bodenarchäologischer Bau-forschung: Für die Frühzeit der späteren Städte und das Hochmittelalter ist man weitgehend auf die Archäologie angewiesen. Aus dem Spätmittelalter und der frühen Neuzeit sind hingegen in den meisten Städten noch eine Anzahl von Bauten erhalten. Hier werden Ausgrabungen nicht überflüssig, sondern ergänzbar durch Untersuchungen am Aufgehenden und durch die Nutzung von Schrift- und Bildquellen. In diesem Sinne warnt der Yorker Archäologe Richard A. Hall, »dass die wechselvolle Geschichte eines Hauses sich nicht unbedingt in seinen unterirdischen Überresten widerspiegelt«.

Die Größe des für die Tagung zugrunde gelegten »hansischen Handelsraumes« bedingt natürlich auch ein sehr heterogenes Bild der Bauweise. Der Bogen reicht von anglo-normannischen »halls« bis zu mehrgeschossigen slawischen Blockbauten. Und selbst im überwiegend vom Holzbau geprägten Skandinavien zeigen sich markante Unterschiede: Den Bohlenbauten Uppsalas stehen die Blockbauten Oslos und Trondheims und die Stabbauten Bergens gegenüber. Als in der spätmittelalterlichen Residenzstadt Stockholm Fachwerkhäuser errichtet wurden, standen in der nahegelegenen Bischofsstadt Uppsala fast ausschließlich Blockbauten. Johan Anund belegt hier nachvollziehbar, dass nicht nur Ressourcenknappheit, sondern auch kulturelle und strukturelle Unterschiede zu regionalen Sonderformen führen.

Vor dem Hintergrund der genannten Einschränkungen ist es nicht ganz einfach, aus den Beiträgen Entwicklungstendenzen herauszufiltern. Mührenberg hat es am Ende des Bandes dennoch versucht. Die datierten Beispiele für die verschiedenen Konstruktionsweisen belegen die Entwicklung vom Einraumhaus zum mehrteiligen, mehrgeschossigen Gebäude, vom frühmittelalterlichen Pfostenbau ohne und später mit Schwellriegel zu Ständer- und Steinbauten. Doch keine Regel ohne

Ausnahme, in einigen Städten werden die Steinbauten später wieder in Holz- oder Fachwerk ersetzt. Ähnlich vielschichtig ist auch die Entwicklung der Grundstücksgröße und -aufteilung: Vielfach ist eine spätere Unterteilung ehemals großer Grundstücke (»Stadhöfe«) feststellbar. Der Bergener Hafengebiet ist dagegen bereits im 11. Jahrhundert in Streifenparzellen unterteilt, die wegen der anhaltenden Platzknappheit beibehalten werden, während man sie in Sigtuna mit nachlassender Wirtschaftskraft zusammenlegt.

Abschließend werden einige Thesen zum »typischen Haus des Hanseraums« aufgestellt: Es wird vermutet, dass die Lübecker Neusiedler ihre Bauformen aus Westfalen und dem Rheinland mitgebracht und zunächst in Holz, dann in Stein umgesetzt haben. Von den variantenreichen Steinbauten des Altsiedellandes lassen sich Steinwerke/Kemenaten und die repräsentativen »Saalgeschossbauten« in Lübeck nachweisen. Sie werden ab Ende des 13. Jahrhunderts durch Dielenbauten ersetzt. Diese giebelständigen Häuser mit hoher Diele, niedrigem Obergeschoss und steilem Speicherdach werden in den von Hansekaufleuten dominierten Städten zum üblichen Haus des Spätmittelalters. Die Lüneburger Beispiele spiegeln die Anpassungsfähigkeit der Bauten an unterschiedlichste gewerbliche Nutzungen. Soziale Unterschiede scheinen sich weniger in der Konstruktionsweise zu spiegeln als vielmehr in Lage, Größe und Ausstattung des Dielenhauses. Dass daneben aber auch einheimische Traditionen weiterleben, zeigt das Beispiel der Hansestadt Dorpat (Tartu). Die multinationale Zusammensetzung der Bevölkerung spiegelt sich hier u. a. in den unterschiedlichen Heizungsarten. Interessant ist auch der reiche Bestand an mehrgeschossigen und mehrräumigen Steinbauten im gotländischen Visby des 13. Jahrhunderts. Zeigen diese Gebäude, die von den bisher bekannten Lübecker Bauten stark abweichen, tatsächlich den Einfluss deutscher Kaufleute, wie Mührenberg vermutet, oder stellen sie eher eine autochthone Entwicklung dar, wie Gun Westholm nahe legt?

Das Kompendium ist als Überblick über die archäologische Hausforschung im nördlichen Europa eine wichtige Bereicherung der Forschung zum mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Hausbau. Für einige Städte wie Tartu und Uppsala sind die mittelalterlichen Bauten hier erstmals zusammengestellt worden. Die durchdachte Herstellung des Bandes äußert sich nicht nur in der reichen und meist qualitätsvollen Schwarzweiß-Bebildung, sondern auch in Details wie den allen Aufsätzen beigefügten Fotos der Referenten. Hier ist ein Grundlagenwerk entstanden, auf dem aufgebaut werden kann – und sollte. Etwa im Sinne von John Schofield, der in seinem Beitrag zu London fordert: »We must move the discussion of building history from technology, materials and even art-historical architecture to include an analysis of meaning.«

Frank Löbbcke  
Flauserstr. 7, 79102 Freiburg  
loebbecke@baukern.de

# Rezension

*Berichte über die Ausgrabungen in Haithabu, 34. Das archäologische Fundmaterial VII.*

*Mit Beiträgen von Hajo Vierck †, Miriam Kovetgaard Zeitzen, Barbara Regine Armbruster und Kurt Schietzel. Neumünster: Wachholtz 2002. 214 S. ISBN 3-529-01934-8*

Der bedeutendste Beitrag stammt von B. R. Armbruster über »Goldschmiede in Haithabu. Ein Beitrag zum frühmittelalterlichen Metallhandwerk« (S.85–198). Basis sind die Goldfunde aus Haithabu, die in die Zeit vom ausgehenden 8. bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts zu datieren sind. Es handelt sich um 16 vollständige Schmuckstücke, 20 Fragmente und Vorprodukte, 13 Folien und unzählige Goldfäden. Darunter sind Scheiben- und Münzfibeln, Anhänger, Perlen, Ringe, Drähte, Bleche, Altmetallfragmente, Folien und Fäden.

Schwerpunkte der Darstellung sind die Fertigungsmethoden, Werkzeuge und Werkzeugspuren und natürlich die Gegenstände selbst. Eingangs wird auf bisherige Fehlinterpretationen, falsche Beschreibungen und Anwendung unterschiedlicher Begriffe für das gleiche technische Detail in den verschiedenen Publikationen über Goldschmuck hingewiesen. Die Autorin stellt klar, dass sie Begriffe verwendet, wie sie heute im Goldschmiedehandwerk üblich sind. Diese konsequente handwerkliche Behandlung der Objekte macht sich in der ganzen Arbeit wohltuend bemerkbar und so selbst die Beschreibung detaillierter und komplizierter technischer Arbeitsgänge leicht lesbar und vor allem auch dem Nichtfachmann verständlich. Weil man Herstellungsprozesse verfolgen kann und versteht, macht das Lesen zum Teil direkt Vergnügen. Wann kann man das von archäologischer Fachliteratur, wenn sie nicht für's große Publikum geschrieben ist, schon einmal behaupten?

Im Katalog (S. 98–141) werden die Gegenstände eingehend beschrieben und die an ihnen zu beobachtenden Produktionsmerkmale dargelegt. Die Anschaulichkeit unterstützen sehr gute Schwarz-Weiß-Abbildungen und prägnante Detailaufnahmen.

Im Kapitel »Werkzeug und Technik« (S. 142–178) werden die gefundenen Werkzeuge Hammer, Amboss, Zangen, Zwingen und ein Zieheisen, beschrieben. Bei der Untersuchung des Zieheisens konnten an acht der 15 Löcher Silberreste festgestellt werden. Es diente also der Herstellung von Silberdraht. Die Untersuchungsmethoden und ihre Ergebnisse werden in einem ergänzenden Beitrag von R. Aniol beschrieben (S. 201–205). Der Fund von 41 Preßmodellen aus dem Hafen von Haithabu wird beschrieben, und ihre Funktion wird erläutert. Es folgt die Beschreibung der Filigran- und Granulationstechnik, die an den Schmuckstücken in Kombination angewendet wurden. Die Erläuterungen der Löttechnik und der Oberflächenbearbeitung beschließen den technischen Teil.

Die von E. Pernicka durchgeführten Materialanalysen erbrachten Goldgehalte von 54 % und 99 % und Silbergehalte von 0,14 % bis 43 %. Dies macht wahrscheinlich, daß Altmaterial wiederverwendet wurde.

Auf viele weitere Detailbeobachtungen, die zu noch eingehenderer Kenntnis über die Arbeitsmöglichkeiten und das handwerkliche Können der Goldschmiede in Haithabu führen, kann hier nicht weiter eingegangen werden. Der Beitrag von Frau Armbruster ist eine Arbeit mit Handbuchcharakter. Sie ermöglicht es dem am Thema Interessierten, sich schnell einen Überblick zu verschaffen und mit Hilfe der umfangreich herangezogenen Literatur in das Thema einzuarbeiten.

Am Schluß des Bandes (S. 207–213) stellt K. Schietzel Quecksilberfunde vor. Insgesamt sind an drei Stellen innerhalb der Siedlung 367 g Quecksilber geborgen worden. Zusammenhänge mit Werkstätten ließen sich nicht ermitteln. Die Funktion des Metalls ist unklar. Es könnte als Bestandteil der von Goldschmiedern angewendeten Feuervergoldung angesprochen werden. Die Untersuchungen von B. R. Armbruster haben aber die Anwendung dieser Technik nicht nachweisen können.

Mit einer besonderen Fundgruppe, gegossenen Miniaturankern aus Blei oder Blei-Zinn-Legierung, befaßt sich M. Koktvedgaard Zeitzen

(»Miniaturanker aus Haithabu«, S. 69–84). Zehn Exemplare, datiert in die zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts, mit einer Länge zwischen 3,5 und 10,5 cm werden beschrieben. Dazu kommt ein Anker aus Schleswig; ein Anker aus York wird als Parallele herangezogen. Es handelt sich um die Miniaturversionen eiserner mittelalterlicher Stockanker, wie sie z.B. aus Haithabu, Schleswig, Ladby, Oseberg und Ribe bekannt sind. Die magische Funktion, vielleicht auch Schutzfunktion der Miniaturen im heidnischen und christlichen Glauben wird diskutiert. Es kann sich auch um profane Abzeichen handeln, die von Männern, Seeleuten oder Händlern, getragen wurden. Am wahrscheinlichsten sind für die Autorin seefahrende Händler, die sich in gildeartigen oder genossenschaftlichen Zusammenschlüssen organisierten und die Anker als Zeichen der Gruppenzugehörigkeit getragen haben können,

Der einleitende Artikel von H. Vierck befaßt sich mit Amulettbildern (»Zwei Amulettbilder als Zeugnisse des ausgehenden Heidentums in Haithabu«, S. 9–67). Der 1984 entstandene Artikel des 1989 verstorbenen Autors ist ein religionsgeschichtlicher Versuch, »heidnisch-christliche Glaubensmischung« an Gegenständen festzustellen und mit schriftlichen Nachrichten zu »konfrontieren«. Die von ihm ausgewählten Stücke sind eine Reiterfibel mit Walküre und ein Miniaturthron. Beim ersten Stück handelt es sich um einen Altfund, der schon 1907 durch Johanna Mestorf als Darstellung des Empfangs eines Helden in Walhall durch eine Walküre gedeutet wurde.

Frauengestalten und Wesen mit Tierkopf, die einen Schild oder ein Trinkgefäß halten, werden von Vierck als Parallelen für die Gestalt auf der Fibel aus Haithabu herangezogen. Desgleichen werden Beispiele für das Empfangsthema auf Münzen, Bildsteinen und anderen Gegenständen von der Römischen Kaiserzeit bis ins frühe Mittelalter gezeigt. Deren Bedeutung in Zusammenhang mit heidnischen und christlichen Glaubensvorstellungen wird diskutiert.

Der silberne Miniaturthron mit dem größten Durchmesser von 1,5 cm wird als Grabbeigabe bezeichnet; der Nachweis fehlt. Parallelen gibt es ebenfalls aus Grabfunden in Birka und Fyrkat. Zu Zeit der Manuskripterstellung waren 14 Exemplare bekannt. Erhaltene Throne oder Throndarstellungen aus Skandinavien, Rom, Ravenna und dem byzantinischen Raum werden zur Deutung der Form und Klärung der Funktion der Miniatur herangezogen. Vierck glaubt, daß dem Stück »ein östlich-mediterraner Throntyp zugrunde gelegen hat.« Der Autor verknüpft den Thron mit Ereignissen aus den nordische Sagas und leitet daraus ab, daß die leeren Throne wie andere Amulette magische Bedeutung besaßen, in der sich mediterrane und heidnische Glaubensvorstellungen trafen.

Der Aufsatz widmet sich schwieriger Thematik, der man durchsichtigere Behandlung gewünscht hätte. Der Weg zu Schlüssen, Aussagen und Ergebnissen versinkt oft in religionstheoretischen, aber auch kunst- und ikonographietheoretischen Einleitungen, Zwischenbemerkungen und Nachsätzen, die den Wert des Beitrages in weiten Passagen stark herabsetzen. Eine Überarbeitung und Straffung hätte allen Betroffenen zum Vorteil gereicht.

Alfred Falk M.A.  
Hansestadt Lübeck, Bereich Archäologie  
Meesenring 8, D-23566 Lübeck

# Rezension

*Kimminus-Schneider, Claudia/  
Schneider, Manfred (Hrsg.):  
 Klöster und monastische Kultur in  
 Hansestädten (Stralsunder Beiträge  
 zur Archäologie, Geschichte, Kunst  
 und Volkskunde in Vorpommern 4).  
 Rahden 2003.*

In neuem, größerem Format erscheint der 386 Seiten dicke Band zum 4. wissenschaftlichen Kolloquium des Kulturhistorischen Museums der Hansestadt Stralsund zu einem Zeitpunkt, als die Stadtverwaltung zum Entsetzen der Fachkollegen beschlossen hat, den wissenschaftlichen Dienst dieses Museums aufzulösen – ungeachtet dessen, dass seine Arbeit nicht durch andere Institutionen geleistet werden kann, dass sie hohes Ansehen genießt und der Stadt weit über Mecklenburg-Vorpommern hinaus die einer Welterbestätte angemessene Reputation verschafft hat.

Das Thema der Klöster ist, aus süddeutscher Sicht, ein selbstverständliches Element der Stadtgeschichtsforschung. Für die Hansestädte gilt dies weniger: Hier ist seit fast einem halben Jahrtausend die Tradition monastischer Kultur abgebrochen. Im Blick der älteren Geschichtswissenschaft waren die Klöster wenig von Interesse, da nicht unmittelbar an der Stadtgründung beteiligt und für das bürgerliche Selbstverständnis des 19. Jahrhunderts ohne größeren Belang, und auch die Kunstgeschichte steht nur in wenigen Orten monumentalen Klosteranlagen gegenüber. Aktuell wird die Frage nach Klöster und Klosterhöfen deshalb zunächst für die Archäologie, die ihnen als Bodendenkmälern begegnet. Diese Forschungssituation spiegelt sich auch in den Beiträgen der Tagung.

Nützliche, knappe Übersichten über den archäologischen und historischen Forschungsstand in einzelnen Städten geben die Beiträge von Edgar Ring zu Lüneburg, Rita Gralow zu Wismar, Ralf Mulsow zu Rostock, Gunnar Möller zu Stralsund, Bernhard Thiemann zu Soest und Joachim Müller zu Brandenburg – hier verbergen sich auch wichtige Informationen zu jüngeren, nicht oder versteckt publizierten Grabungen.

Einen Überblick über bauhistorische Forschungen bietet Christian Radtke zum Franziskanerkloster in Schleswig, das in typischer Weise aus einem Herrnsitz entstand und später als Rathaus und Armenhaus genutzt wurde; Überblickscharakter haben auch die Beiträge von Zbigniew Massow zum Danziger Franziskanerkloster und von Krzysztof Maciej Kowalski zu den Inschriften in Danziger Klosterkirchen. Ältere Grabungen werden resümiert von Manfred Gläser (Benediktiner, später Zisterzienserinnenkloster St. Johannis in Lübeck).

Vorberichte zu aktuellen Grabungen sind in diesem Band auffallend selten – umfangreiche Untersuchungen in städtischen Klosterbezirken waren offenbar in den letzten Jahren nicht häufig. An erster Stelle stehen hier die alten und neuen Forschungen im Lübecker Dominikanerkloster (»Burgkloster«), die von Doris Mührenberg und Ursula Radis präsentiert werden. Das »Beichthaus«, das Stadtbürgern als Bestattungsplatz im Klosterareal diente, ist ein ungewöhnlicher Befund. Rainer Szczesiak berichtet über die Grabungen im Franziskanerkloster von Neubrandenburg. Stefan Fassbinder kann die aktuellen archäologischen Beobachtungen zum Franziskanerkloster in Greifswald lediglich andeuten. Von hoher Bedeutung sind die neuen, ungewöhnlich reichhaltigen Fehlbodenfunde im Klarissenkloster Ribnitz, die Gabi Raskop leider nur mit wenigen Abbildungen präsentieren kann; Julian Wietholt kann immerhin schon die Ergebnisse der paläobotanischen Untersuchung beitragen – unter anderem sind seltene Gewürzpflanzen nachweisbar.

Anregend sind drei allgemeinere Studien zu städtischen Klöstern aus archäologischer Sicht: Stefan Fassbinder präsentiert in einem zweiten Beitrag neue Überlegungen zur Interpretation von religiösen Anhängern und Medaillen als Zeugnisse der Frömmigkeitspraxis – Laien und Klosterangehörige bzw. Kleriker scheinen sich hier erstaunlich wenig zu unterscheiden; Armand Baeriswyl stellt schärfere Kriterien für die Deutung der typischen Stadtrandlage der Bettelordensklöster an

Beispielen im Südwesten des deutschen Reichs zur Diskussion; Michael Stock untersucht Gründungsstädte und ihre Klöster an mitteldeutschen Beispielen.

Mit den Beziehungen der Zisterzienserklöster zu den Städten beschäftigen sich die Beiträge der Historiker Doris Bulach zu Stralsund, Greifswald, Goldberg und Plau, Andreas Niemeck zu Stralsund sowie, mit allgemeinerer Fragestellung, Sven Wichert. Aus der unmittelbar städtischen Wirtschaft hinaus führt ein Beitrag von Haik Thomas Porada zu den Fischereirechten der pommerschen Klöster im Stettiner Haff.

Die Vorgänge der Reformation und ihre Auswirkungen sind Thema der Studie von Claudia Hoffmann zu Stralsund und von Haik Thomas Porada zu Anklam; die Darstellung der Klöster in den Stadtansichten von Stettin seit dem 16. Jahrhundert untersucht Ewa Gwiazdowska. Die erst im 19. Jahrhundert einsetzende Konservierung der Klosteranlagen in pommerschen Städten wird von Michael Lissok dargestellt.

Den Abschluss – nicht eigentlich das Thema der Tagung berührend – bildet eine Präsentation der Planung für das neue Westfälische Klostermuseum im ehemaligen, einsam gelegenen Augustinerchorherren-Stift Dalheim, durch Matthias Wemhoff.

Der Band spiegelt die aktuellen Forschungsinitiativen und den Denkmälerbestand in den deutschen und polnischen Städten des Ostseeraums nur teilweise. Zu mancher aktuellen Grabung und Bauuntersuchung, wie an den Zisterzienserstadthöfen in Stralsund, hätte man gern etwas mehr gelesen; und auch eine so seltsame Klosteranlage wie das Stralsunder Dominikanerkloster St. Katharinen hätte sicher einen ausführlicheren Beitrag verdient. Charakteristisch scheint auch bei dieser Tagung zu sein, dass der transdisziplinäre Zugriff auf Quellen eher von Archäologen und Kunsthistorikern gesucht wurde als von den Historikern. Insgesamt ermöglicht dieser Band jedenfalls einen höchst nützlichen Zugang zu einem sonst nur aufwendig recherchierbaren, für Stadtgeschichte und Stadtarchäologie zentralen Themenkomplex, den man sich auch für andere Regionen so vielschichtig und kompetent aufbereitet wünschen würde.

Matthias Untermann, Heidelberg